

Der letzte Job

„Das hältst'e nicht aus, nur Torfköpfe auf der Straße!“, fluchte Dirk, als ein roter SUV mit rasantem Tempo seine Spur schnitt. Nachdem er sich wieder beruhigt hatte, versuchte er sich und seine zwei Kollegen aufzuheitern. „So, Jungs! Denn wollen wir mal wieder mit Fleiß rein in den Scheiß!“ In ihrem anstrengenden Job als Sielarbeiter in Hamburgs Abwasserkanälen hatten sie Humor bitter nötig.

Hanno, der als Beifahrer gerade die letzten Bissen seines Matjesbrötchens verdrückte, musterte Dirk von der Seite. Es war schon verwunderlich, wie Dirk trotz seiner beachtlichen Wampe es schaffte, den orangenen, schwerfälligen 3,5-Tonner sicher durch den Verkehr zu führen. Immerhin reichte sein Bauch bis vor zum Lenkrad.

Von hinten war nur ein träges Brummen zu hören. Klaus saß zusammengesunken auf der Rückbank und starrte aus dem Fenster.

An diesem letzten Apriltag, einem sonnigen, milden Montagnachmittag, waren die Sielarbeiter von Hamburg Wasser mit ihrem Kolonnenfahrzeug auf dem Weg zu einem Auftrag in Richtung Hafen. Vom sanften Schaukeln im Cockpit fielen Hannos Augen immer wieder zu, was Dirk amüsiert beobachtete.

„Bist am Sonntag wieder mit deinem Moped unterwegs gewesen?“ Auf einen Schlag war Hanno hellwach.

„Du wirst doch wohl meine Harley nicht als Moped bezeichnen!“, empörte er sich. Als er an seine Maschine dachte, huschte ein Lächeln über sein Gesicht. Wenn Hanno auf ihrem Rücken wie John Wayne auf seinem Ross dem Sonnenuntergang entgegenpreschte, waren Dreck und Gestank der Kanäle vergessen.

„Ist gut, dann eben deine Harley“, lenkte Dirk ein.

„Wann immer es geht“, erwiderte Hanno verträumt, „bin ich mit ihr auf Tour.“

Dirk verdrehte die Augen: „Nun schnackt er schon, als wäre er mit seiner Deern los“, sagte er mehr zu sich als zu Hanno.

„Ein Motorrad“, belehrte ihn Hanno, „hat genauso eine Seele wie ein Mensch. Nur die vom Motorrad ist viel feinfühlicher.“

„Nu drehst du wohl ganz ab, was?“, johlte Dirk und knuffte Hanno in die Seite. Der schwelgte in Erinnerungen und dachte an seinen gestrigen Trip die Elbe entlang nach Glückstadt. Eigentlich hielt er seinen Job nur wegen der Motorradtouren am Wochenende aus und sehnte schon montags den Freitagnachmittag herbei, wo er wieder in seine schwarzlederne Motorradkluft stieg und sein anderes Leben begann. Ein Leben frei von Regeln und Zwängen, vor allem frei vom Diktat der Uhr, die seinen Alltag mit jedem Sekundenschlag erbarmungslos in Arbeit und Freizeit teilte.

Genervt schaute er auf die zwei schmalen Zeiger seiner silbernen Taschenuhr, ein Erbstück seines Vaters. Sie schienen sich heute kaum zu bewegen, und wie immer, wenn sie da so stur hockten, drohte der Frust Hanno zu ersticken. Nur seine Fantasie konnte ihn dann aus der Tristesse erlösen, und er stellte sich vor, wie er auf einer Enduro die westsibirische Tieflandtaiga durchstreifte. Nach vielen Stunden auf seiner Maschine erreichte er ein abgelegenes Dorf mit nur wenigen Blockhütten. Der kristallklare, rötliche Abendhimmel, die klirrende Kälte, die Einsamkeit auf seinem Motorrad versetzten ihn in einen Glücksrausch.

Am verschneiten Wegrand erkannte Hanno eine Frau, die ihn sehnsüchtig anblickte. Er stoppte unvermittelt, stieg ab und kaum hatte er das Visier seines Helmes nach oben geklappt, fiel sie ihm schon um den Hals. „Nu, Nakonets-to!“, schluchzte sie und wiederholte die Worte immer wieder. Hanno verstand nicht, was sie ihm sagen wollte, aber es klang, als hätte sie schon lange auf seine Ankunft gewartet. Sie nahm ihn an der Hand, zog ihn sanft zu sich und redete einfach weiter. Sehnsucht schwang in ihren Worten mit.

Am Tisch vor dem Ofen ihrer einfachen Holzhütte, wohin sie ihn geführt und in die einzutreten sie ihn gebeten hatte, schaute sie ihn mit großen Augen an: „I am so happy“, flüsterte sie, und im selben Moment drückte er sie schon leidenschaftlich an sich. Wie lange hatte er nach einer sanften und freundlichen Frau gesucht, die er in seinen Träumen schließlich Tausende Kilometer von Hamburg entfernt fand.

In seiner Fantasie hatte er ihr den Namen Vanja gegeben, das bedeutete „Gnade Gottes“, und immer wenn Hanno an sie dachte, wusste er plötzlich, dass ein wohlwollender Vater auf dem Himmelsthron saß, der seinen Geschöpfen ein freies und glückliches Leben gönnte. Das hatte er während der dreißig Jahre als Sielarbeiter manchmal vergessen, zu gefangen fühlte er sich in einer ungerechten Welt, die nur vom Geld regiert wurde.

Doch sobald er sich vornahm, endlich das Abenteuer zu wagen, kam etwas dazwischen, und er verschob die Reise auf die nächste Woche, den nächsten Monat, das nächste Jahr. Es bliebe ihm ja noch genügend Zeit, so dachte er.

„Wisst ihr was?“, ließ sich plötzlich, als hätte er Hannos Verdrossenheit gespürt, Klaus’ Stimme von hinten vernehmen. „Den Lottojackpot, den müssten wir knacken!“

„Was willst du mit dem ganzen Geld?“, fragte Dirk, „in so ein Cabrio regnet es auch bloß rein.“

„Was will ich denn mit einem Cabrio? Wenn dann will ich richtig weg von hier. Vielleicht Neuseeland oder Australien ...“

„Und was willst du da?“ Dirks Lungen rasselten, als er lachte. „Hamburg ist doch viel schöner! Hier gibt es leckres Essen, den HSV, und zu warm ist es auch nicht!“

„Du Tüünbüdel!“, entgegnete Klaus, „du meinst die matschigen Fischbrötchen, die rote Laterne der Liga und Arschkälte bei Nieselregen?“

„Genau!“ Dirk lachte mit aufgerissenem Mund, sodass man seine vergilbten Zähne sah.

Klaus seufzte: „Mal ernsthaft. Wir arbeiten uns hier den Arsch ab, und am Monatsende bleibt nichts übrig, während andere Leute vom Zins Ihres Ersparten leben.“

„Lass mal gut sein, Klaus!“, sagte Dirk kameradschaftlich, „wir müssen uns damit abfinden, dass wir in der Scheiße stecken.“

Dirks Lachen erstickte in einem Hustenanfall. Er kurbelte das Fenster nach unten und spuckte ein Gemisch aus Speichel und Schleim nach draußen. „Schiet Glimmstängel!“, sagte er, als er Hannos angewiderten Blick bemerkte. „Aber mein Weg zum Himmel muss geteert werden!“

Sie waren zum Sandtorkai gerufen worden, um dort den Zustand des Zements im Mauerwerk des Siels zu prüfen. Am Einsatzort angekommen, stoppte Dirk den 3,5-Tonner am Gehweg der belebten Straße, während Hanno gähnte und sich streckte. Als die drei nach draußen stiegen, leuchtete ihnen die Sonne ins Gesicht.

Den morgigen Feiertag konnte Hanno kaum erwarten, es war ideales Wetter angekündigt, um mit seiner Harley über die Straßen zu knattern. Sollten doch andere am Ersten Mai für bessere Löhne und Arbeitsbedingungen demonstrieren.

Während Dirk mit Leitkegeln eine Querabspernung um das Kolonnenfahrzeug errichtete, zogen Hanno und Klaus vorschriftsgemäß ihre Wathosen über den blauen Overall, dazu stechend gelbe Gummistiefel und Handschuhe in derselben Farbe, blauer Schutzhelm mit Stirnleuchte und um die Brust der rote Sicherheitsgurt mit einem Karabinerhaken für das Seil des Höhensicherungsgeräts.

„Guck mal, Klaus!“ Dirk zeigte verächtlich zur anderen Straßenseite hinüber, wo Hamburgs neueste Touristenattraktion, die Elbphilharmonie im Sonnenlicht erstrahlte. „Da in dem Glaskasten sind deine Millionen verbaut, von unseren Steuern bezahlt ...“

und alles bloß, damit ein paar Pappnasen auf ihren Geigen fiedeln können.“

„Hetzt du jetzt schon gegen unsere Elphi?“, stichelte Klaus mit einem Grinsen und fragte: „Wie lange, meinst du, müssten wir arbeiten, um das Monstrum abzubezahlen?“

„Mit unsrem läppischen Nettolohn von tausendachthundert Euro im Monat?“, spottete Dirk. „Das Ding hat achthundertsechundsechzig Millionen verschlungen ... also in einem Leben wird das wohl nix!“

Träge machten sie sich an die Arbeit und waren mit ihren Gedanken schon beim Feierabend. Nach Schichtende noch flott unter die Firmendusche – zwanzig Minuten Körperpflege standen ihnen täglich zu und wurden von Hamburg Wasser bezahlt –, und dann ab nach Hause, um dort bei jedem Blick auf die Uhr daran erinnert zu werden, dass die Zeit unaufhörlich dem nächsten Arbeitstag entgegendrängte.

„So, Leute“, sagte Dirk, als sie beim Siedeckel angekommen waren, und öffnete den Zugang mit dem Schachthaken. „Erst mal Gas messen!“, sprach er mehr zu sich und senkte das kleine Multiwarngerät mit einem Seil ins dunkle Loch hinab, um dort die Umgebungsluft zu prüfen. Nachdem es stumm blieb und weder Sauerstoffarmut noch andere Gifte meldete, zog er es wieder nach oben und wünschte seinen Kollegen einen guten Abstieg: „Denn verschwindet mal in der Unterwelt. Ich pass hier oben so lang auf.“

Hanno schnaufte tief durch, bevor er an das dunkle Loch im Boden herantrat, seinen Karabinerhaken in das Höhensicherungsgerät hängte und am Steigschutz nach unten stieg. Wie die Kanalisation ihn anwiderte! Nie würde er sich an den Gestank der düsteren Kloake gewöhnen, der ihm entgegenschlug, sobald er im Sielloch verschwunden war.

Wut stieg in Hanno hoch, als er an die Arroganz der Akademiker oder der versnobten Konzertbesucher der Elphi dachte. Hat-

te von denen schon mal jemand darüber nachgedacht, wer ihre Scheiße entsorgte? Wenn Hanno beim Kiosk neben ihnen in der Schlange stand, rümpften sie ihre feinen Nasen und hielten sich für was Besseres. Aber sie sollten mal darüber nachdenken, was wäre, wenn Hanno und seine Kollegen die Instandhaltung des Siels einfach einstellten. Schon am nächsten Tag wäre Hamburg in der Kloake versunken. In Gedanken malte Hanno sich aus, wie die ganze Scheiße aus den Toiletten der feinen Gesellschaft quoll und ihre schicken Penthouse-Wohnungen überflutete. Schadenfroh grinste er in sich hinein.

„Alles klar!“, rief er nach oben, als er am Grund des fünf Meter tiefen Schachts angekommen war. Seine Worte hallten im gemauerten Kanal wider, wadentief stand er in der dunkelbraunen Brühe. Er hatte es sich abgewöhnt, genauer hinzuschauen, was alles darin schwamm, und sah zur Kanaldecke nach oben, wo gerade aus einem der Rohre Abwasser strömte. „Unser Arbeitgeber sorgt mal wieder für Nachschub“, murmelte Hanno. „Aber nützt ja nix. Einer muss die Schiatarbeit ja machen.“ Tagtäglich sprach er dieses Motto gebetsmühlenartig vor sich hin, während die stinkende Kloake ihm alle Luft zum Atmen nahm.

Was dauerte denn da oben so lange? Klaus sollte doch schon längst mit dem Abstieg begonnen haben.

Plötzlich riss ihn ein Geräusch aus seinen Gedanken: ein Fiepen, wie er es von Ratten kannte. Nur hallte das Echos so laut von den Wänden wider, dass es Hanno stutzig machte. Er watete einige Meter tiefer in den Kanal hinein, in die Richtung, aus der der Lärm gekommen war. Das Wasser strömte kräftig, und es bildeten sich kleine Wirbel um seine Waden.

„Alles in Ordnung?“, hörte Hanno jetzt Klaus aus weiter Ferne rufen, „ich komm runter.“

Hanno antwortete nicht, sondern lauschte konzentriert, woher das Fiepen kommen mochte, das ihm durch das ganze Kanalsystem aufgeregt entgegenschlug. Schließlich entdeckte er links, eine Röhre, in der das Wasser nur sehr flach floss. Er leuchtete in den Kanal, als plötzlich das Fiepen verstummte. Irritiert wollte Hanno sich schon umdrehen und zurückgehen, um mit der Überprüfung des Mauerwerks zu beginnen. Doch plötzlich hörte er es flüstern: *Du wagst es uns zu stören?*

Er strengte seine Augen an, um dem Dunkel mehr abzuringen, als sich im blassen Schein seiner Stirnlampe zeigte. Dann folgte ein Satz, der ihm das Blut in den Adern gefrieren ließ: *Dafür wirst du büßen!*

In der Tiefe des Kanals hörte er plötzlich leises Platschen. Wie gelähmt starrte er ans Ende des Lichtkegels, und als er sah, was auf ihn zugeschossen kam, schrie er panisch um Hilfe.

Lass uns gehen, White Eagle!

Es gongte zur Pause.

Die Schüler strömten auf den Schulhof. Dort gab es kein Grün, der Boden war geteert und frustrierte mich in seiner Eintönigkeit. Die anderen bildeten Gruppen, nur ich stand am Rand, allein und nervös, und blickte kurz in den wolken schweren Himmel. Ein Gewitter kündigte sich an, Donner grummelte, Schwalben jagten pfeilschnell über das Schulgebäude hinweg. Bald würden sie zusammen in Richtung Süden fliegen, irgendwohin an einen Ort hinter der grauen Wolkenwand. Die Schwalben konnten fortfliegen, wenn es ihnen an einem Ort nicht mehr gefiel. Einfach fort, während ich bleiben musste!

Dann richtete ich beschämt den Blick zu Boden, als würde mich so niemand sehen. Nach einer Weile schlug mir jemand von hinten

auf die Schulter. Ich schaute auf und erkannte in der hageren Gestalt meinen einzigen Freund Kai.

„Na, Ben, mal wieder alleine?“, fragte er, als er schon weiterlief. Ich war seine Arroganz gewohnt, er war beliebter als ich und auf mich als Freund nicht angewiesen, und das ließ er mich gadenlos spüren.

Es gongte erneut, gleich begann die nächste Stunde.

Mit hängenden Schultern betrat ich das alte Gebäude mit seinen glatt polierten Fluren. Im Klassenraum setzte ich mich auf meinen Platz in der zweiten Reihe. Mein Puls schlug bis in den Hals. Ich schaute auf die Uhr, noch neunzig Minuten, dann würde ich hier raus und bald daheim sein, in meinem sicheren Zimmer im Haus meiner Eltern am stillen Waldrand.

Die Geschichtslehrerin betrat den Klassenraum. Sie war von kleiner, untersetzter Statur. Kühl begrüßte sie uns und holte dann ihr rotes Notenbüchlein hervor. Alle verstummten, während ihr Blick durch das Klassenzimmer streifte. Bangend saß ich auf meinem Stuhl und starrte wie versteinert auf den Tisch: Bitte nicht ich ... bitte nicht ... Natürlich blieben ihre Augen an mir haften. „Ben, kommst du mal mit deinem Heft nach vorne!“

Wie fremdgesteuert stand ich auf.

„Letzte Stunde haben wir den Humanismus besprochen“, begann sie ihre Frage zu stellen, „der das Zeitalter der Renaissance entscheidend geprägt hat. Auch dem heutigen Schulkonzept liegen humanistische Werte zugrunde.“ Sie hielt inne und musterte mich mit strengem Blick. „Kannst du mir sagen, welche das sind?“

Ich schluckte, dann begann ich auswendig vorzusagen: „Der Humanismus ...“ Ich stockte und schaute in die Klasse. Wie Hyänen lauerten meine Mitschüler auf einen Moment der Schwäche, um mich dann zu zerreißen. Ihre Köpfe drehten sie zueinander, Münder flüsterten hinter vorgehaltener Hand und grinsten fies.

Trotzdem fand ich die Kraft weiterzusprechen: „Der Humanismus ... stellt Werte wie Solidarität ... Menschlichkeit und Toleranz in den Mittelpunkt ... die Vision der Humanisten ist eine Welt, in der sich jeder Mensch frei und ohne Angst vor Gewalt ausdrücken darf ...“

Irgendwie schaffte ich es, mich durch die Abfrage durchzuquälen. Das Resultat: eine Zwei minus.

Es gongte.

Schnell packte ich mein Federmäppchen, Bücher und Hefte in den Schulranzen. Ich wollte nur nach draußen und stürmte aus dem Klassenzimmer. Da sah ich sie oben an der Treppe im ersten Stock stehen – Vanessa! Wie eine Diva bewegte sie sich die Stufen hinab, redete mit ihren Freundinnen und lachte, fuhr sich dabei durchs blonde Haar. Sie schien genau zu wissen, wie attraktiv sie war.

Als sich unsere Blicke fast kreuzten, schaute ich weg und tauchte in der Schülerschar unter. Ich wollte nicht, dass sie mich sah.

Plötzlich stürzte ich. Jemand hatte mir ein Bein gestellt. Alle lachten und zeigten mit dem Finger auf mich.

„Schaut euch den Trottel an!“, sagte einer, und ich erkannte Kevin aus der 10a, den Anführer meiner Unterdrücker.

Überall Gesichter, die ihre Münder weit aufrissen, sodass ihr Lachen in den langen Korridoren widerhallte.

„Ey, Leute, lasst doch mal den Ben in Ruhe“, rief Kai hinter mir, „er kann doch nichts dafür, dass Denis ihn nicht zu seiner Hausparty eingeladen hat.“

Aber auch Kai half mir nicht auf, er stieg nur über mich hinweg und begrüßte die anderen.

„Warum hängst du eigentlich mit so einem Loser rum, Kai?“, hörte ich Kevin fragen.

„Ach, so genau weiß ich das auch nicht!“, sagte Kai ernst, dann witzelte er, „wahrscheinlich habe ich eine soziale Ader.“

„Sogar bei Vollversagern?“, fragte Kevin, und die Gruppe ging betont lässig an mir vorbei nach draußen, noch bevor ich mich aufrappeln konnte.

Am liebsten würde ich schreien, ich öffnete den Mund, doch blieb ich stumm.

Niedergeschlagen erwachte ich in meinem warmen Bett. Der Wecker auf meinem Nachttisch klingelte schon eine Weile, aber es dauerte weitere dreißig Sekunden, bis ich danach griff und ihn ausstellte.

Ich versuchte, meine Schwermut mit dem Traum in Verbindung zu bringen. Doch die Erinnerung ließ mich im Stich, die Traumbilder waren schon verwischt.

Von erfolgreichen Menschen hatte ich gelesen, die morgens frohgemut aus dem Bett sprangen, um ihr Tageswerk zu beginnen. Das war mir unvorstellbar. Wie konnte man den Morgen mögen?

Ich schleppte mich aus dem Bett und überlegte kurz, ob ich die Decken und das Kissen glattstreichen sollte, so wie früher, als mich mein Vater für meinen Gehorsam noch gelobt hatte. Ordnung und Sauberkeit seien das halbe Leben, war seine tägliche Predigt. Trotzig entschied ich mich, das Bett zu lassen, wie es war. Was machte es für einen Unterschied, ob ich die Decke ordentlich faltete? Würde mir das meine Sorgen nehmen?

In der kleinen Küche meiner Einzimmerwohnung übergoss ich billiges Kaffeepulver mit heißem Leitungswasser. Seit fünf Monaten lebte ich jetzt in Hamburg und studierte BWL im ersten Semester. An der Uni fühlte ich mich genauso verloren wie zu meiner Schulzeit.

Ich schlürfte den heißen Kaffee und öffnete das Balkonfenster. Draußen nieselte es und mich fröstelte, aber nasskaltes Schietwetter, wie die Hamburger liebevoll ihren Dauerregen nannten, war weder für die Stadt noch für den Januar ungewöhnlich. Beim Betrachten des Verkehrs erinnerte ich mich an die Zeit vor dem Abitur.

Der Druck war unerträglich gewesen. Unsicher hatte ich am frühen Morgen den Klassenraum betreten, mich auf meinen Platz gesetzt und versucht, meinem Kurzzeitgedächtnis einzubläuen, wie Orpheus in Ovids *Metamorphosen* vor Proserpina und Pluto argumentierte, um seine Eurydike aus der Unterwelt zu retten. Diesmal hatte ich Glück und wurde nicht gleich am Anfang der Stunde abgefragt.

Dann folgte Übersetzen, eine Textstelle aus dem *Bellum Gallicum*, und die Argusaugen des Lehrers ruhten sogleich auf mir. Das Herz fiel mir in die Hose. Nie wusste ich, welche Worte ich zu Einheiten zusammenfügen musste, damit der Satz einen Sinn ergab. So auch jetzt, und ich schwieg. „Zuerst den Satzgegenstand herauschälen, Subjekt und Prädikat!“, schalt der Lehrer mich mit lauter Stimme, doch der Hinweis half mir nicht weiter und machte mich nur noch nervöser. Leistungskurs Latein war definitiv keine gute Wahl gewesen.

Aber nicht erst in der Oberstufe, schon sehr viel früher hatte ich den Leistungsdruck auf meinen Schultern gespürt. Eine Katastrophe wäre es für meinen Vater gewesen, wenn ich den Wechsel zum Gymnasium nicht geschafft hätte. Doch ich konnte mich halten, wenn auch nur gerade so. Schon immer war ich ein Tagträumer gewesen.

An einem Montagmorgen in der sechsten Klasse sollten wir Brüche, die unser Mathelehrer an die Tafel schmierte, miteinander multiplizieren und dividieren. Eine Aufgabe war besonders knifflig, niemand konnte sie lösen.

„Hat keiner den Trick raus?“, fragte der Lehrer und spornete uns an: „Ihr schafft das! Ich gebe euch noch fünf Minuten ...“

Die Klasse wurde wieder ganz still, tief hingen die Gesichter über den Matheheften, in die wir mit unseren kratzenden Füllfederhaltern Zahlen kritzelten und wieder durchstrichen. Wie Vic-

tor Frankenstein suchten wir besessen nach der richtigen Formel, um das Monster zum Leben zu erwecken. Aber ich wollte dem Geschöpf die Tragödie ersparen, löste meine Augen von den Zahlen und schaute nach draußen. Weil ich direkt am Fenster saß, hatte ich freien Blick über den Schulgarten. Das Zwitschern und Streiten der Vögel an der Wassertränke interessierten mich mehr als die Brüche in meinem Heft.

Da vernahm ich plötzlich eine tiefe Stimme. „Ich, White Eagle vom Stamm der Cherokee, grüße dich!“, raunte sie in mein Ohr.

Der Mann, der vor meinem Tisch erschien, war stämmig, großgewachsen, seine Haut schimmerte braun, und der Blick, mit dem er mich bedachte, war streng und warmherzig zugleich. Auf seinem Kopf thronte Federschmuck, dazu trug er Hemd, Hose und Mokassins aus leichtem Wildleder, das mit bunten Stickereien verziert war. Wie im Boden verwurzelt stand er vor mir, gerade und aufrecht. Einen so stolzen Mann hatte ich noch nie gesehen.

„Du und deine Freunde, ihr seht erschöpft aus“, sagte White Eagle, ließ seinen Blick schweifen und fügte nach einer kurzen Pause hinzu: „Ihr Kinder müsst wahrlich vieles ertragen, weil die Erwachsenen glauben, sie wüssten, was gut für euch ist. Dabei verfehlen sie bei weitem das Ziel!“

Ich starrte ihn mit offenem Mund an. Ein erwachsener Mann, der mich verstand?

„Ihr dürft in der Schule weder spielen noch tanzen oder singen. Ihr habt zu wenig Bewegung! Komm mit und ich zeige dir, wie mein Volk in Tipis lebt, auf einer Lichtung am Ohio. Wir geben dir einen neuen Namen und du wirst erfahren, welche Bärenkräfte in dir stecken!“

Mein Herz hüpfte vor Freude. Über Indianer hatte ich bisher nur bei Karl May gelesen. Einen echten zu treffen, war einfach unglaublich, und White Eagle strahlte eine solche Ruhe aus, dass ich

ihm ohne zu zögern vertraute. Sofort wollte ich mit ihm gehen, weg aus dem langweiligen Matheunterricht und meinem eintönigen Leben. Also rief ich ihm zu: „Ja, White Eagle! Lass uns gehen!“

„Dann komm!“, antwortete er, „unsere Gemeinschaft wird dich heilen!“ Mit diesen Worten drehte White Eagle sich um und entfernte sich.

„Halt!“, rief ich ihm erschrocken hinterher, „was muss ich tun, um dir zu folgen?“

White Eagle schaute zurück: „Dein Weg zu uns liegt noch vor dir! Und vergiss nicht: Verliere nie den Glauben an dich, auch wenn es schwierig wird!“

Da riss der Mathelehrer mich aus meiner Fantasie. „Ben, wo bist du nur wieder mit deinen Gedanken? Wenn das so weitergeht, muss ich dir eine schlechte Note geben. Das willst du doch nicht, oder?“

Wehmütig schaute ich White Eagle hinterher, der langsam und bedächtig mit seinem Kanu in Richtung Sonnenuntergang paddelte, ohne sich nochmals umzudrehen. Er hatte mich nicht mitnehmen können und war auch nicht wiedergekommen, um mich zu holen.

Als ich schließlich die Oberstufe erreichte, hatte der Schulbetrieb mich müde gemacht, mein Blick war matt und glasig geworden. Vor den Abiturprüfungen im Mai musste ich alle Kraftreserven mobilisieren, die mir noch geblieben waren. Ein letztes Mal an den Start des Hürdenlaufs gehen, dann hätte ich es hinter mich gebracht. Wochenlang quälten mich schlaflose Nächte, in denen ich mich fragte, ob ich das Abitur bestehen würde. Was, wenn ich durchfiel und meine Mitschüler hinter meinem Rücken spotteten? Getrieben von der Angst zu versagen, bereitete ich mich diszipliniert auf die Prüfungen vor. Und tatsächlich schaffte ich es! Mit einem Mal war eine immense Last von meinen Schultern abgefallen.

Nach dem Kolloquium am Freitag wurde Bier getrunken, geraucht und zu lärmender Rockmusik gefeiert. Was wir uns in den

letzten Monaten an Wissen und klugen Worten in den Kopf gehämmert hatten, war schnell durch den Alkohol vergessen. Die Antwort, was aus mir werden sollte, wusste ich nicht – wie viele von uns.

Im Vorhof zur Hölle

Als Klaus unten angekommen war, hörte er die Schreie seines Kollegen durch den Kanal hallen.

„Hanno?“, schrie Klaus aus vollem Hals. „Was ist los, Hanno?“

Seine Stimme zitterte, das Herz schlug ihm bis zum Hals. Warum ist er nur ins Siel rein, ohne auf mich zu warten?, überschlugen sich seine Gedanken. Eigentlich hätte Klaus die glitschigen Halterungen wieder nach oben klettern müssen, sich dort den Pressluftatmer umschnallen und dann Hanno zur Hilfe eilen. Ohne Pressluftatmer riskierte er selbst sein Leben, denn aller Wahrscheinlichkeit nach war von einem Gasunfall auszugehen: Hanno bekam keine Luft mehr. Klaus überprüfte die Sielatmosphäre, doch das Multiwarngerät schlug nicht an. Weder explosive Gase noch Sauerstoffarmut schienen das Problem zu sein. Aber noch immer hallten Hannos Schreie von den Wänden wider.

„Was ist denn bei euch los?“, rief Dirk in den Schacht hinab.

„Schnell! Mach hin und hol Hilfe!“, schrie Klaus nach oben, „da ist was passiert!“

Dirk stürmte ins Cockpit des Trucks. „Zentrale eins für achtzehn – dringend!“, stammelte er in das Funkgerät.

„Ja, Zentrale eins hört.“

„Wir brauchen die Feuerwehr – Stichwort ‚Kanalunfall‘. Wir stehen am Sandtorkai. Ich wiederhole: Kanalunfall.“

Unten im Siel entschied sich Klaus, ohne Pressluftatmer zu Hanno vorzudringen. Vielleicht hatte er einen Herzanfall, war ge-

stürzt und lief Gefahr, im Abwasser zu ertrinken? Er durfte keine Zeit verlieren. Mit kräftigen Schritten watete er durch den breiten Kanal, voller Sorge um seinen Freund. Seit vielen Jahren machten sie zusammen den Job und waren mehr als nur Arbeitskollegen, trugen ihr Schicksal gemeinsam und schimpften bei Kaffee und Fischbrötchen im Cockpit ihres Fahrzeugs über die Entscheidungen ihrer Vorgesetzten.

Plötzlich hörte Klaus einen dumpfen Schlag, und die Schreie verstummten. Als er bei der nächsten Kanalkreuzung links in einen Seitenkanal leuchtete, gab der Schein seiner Lampe in etwa fünf Meter Entfernung einen leblosen Körper preis, der rücklings am Boden lag.

„Ach du Scheiße!“, rief Klaus und wich erschrocken zurück. Der Schock lähmte ihn, aber irgendetwas anderes als sein Verstand übernahm nun die Kontrolle, und er eilte weiter vorwärts. Seine Sicherheitsschuhe platschten, als er nach unten schaute und seine Sohlen in einer riesigen Blutlache versinken sah. Entsetzen packte ihn. Er riss den Mund auf und wischte sich mit dem blauen Ärmel seines Overalls die Tränen aus den Augen, bevor er auf dem im Scheinwerferlicht rötlich glänzenden Boden neben Hanno niederkniete. Er rüttelte ihn am Arm, aber Hanno rührte sich nicht, er lag bewegungslos da wie ein Sack Zement. Tiefe Wunden klafften am Hals und in den Wangen. Hannos Kopf ruhte bei geschlossenen Augen auf seiner linken Schulter.

Als Klaus die Stimme wiederfand, schluchzte er: „Hanno? Mensch, Hanno, sag doch was!“ Panik ergriff ihn. War Hanno etwa ...? Furcht packte sein Herz, quetschte es und ließ ihn nach Luft schnappen. Erst jetzt schaute er auf und leuchtete in den Kanal hinein. Nichts!

Klaus zog Hanno am roten Sicherheitsgurt zur Wand, wo er ihn etwas aufrichtete und mit dem Oberkörper anlehnte. Er selbst

setzte sich neben den Freund und inspizierte die blutverspritzten Kanalwände. Was war hier geschehen?

„Alles wird gut, Hanno! Wir kriegen das wieder hin! Denk an dein Motorrad ... das braucht dich doch!“, schluchzte Klaus, als plötzlich Stimmen zu ihm drangen: „Hallo? Kann uns jemand hören?“

Ein Hoffnungsschimmer, Hilfe nahte. Klaus sprang auf und schrie: „Hierher! Er liegt hier!“

Zwei Feuerwehrmänner mit Pressluftatmer und Sauerstofftank hatten eine Trage bei sich, und als sie Klaus erreichten, schauten sie auf seine blutigen gelben Handschuhe und Wathosen.

„Alles in Ordnung mit Ihnen?“, fragte einer gedämpft durch die Maske.

„Ja! Aber mein Kollege ...!“

„Was ist vorgefallen?“

„Ich ... ich weiß es nicht genau!“, stammelte Klaus. „Er liegt da vorn!“

Die Stirnlampen der Lebensretter richteten sich in die Röhre. Sofort sahen sie das Blut an den Wänden und eilten mit der Trage zu dem Verunglückten. Schon kniete einer der beiden Feuerwehrmänner neben dem Verletzten, zog seinen Handschuh aus und versuchte einen Puls am Hals zu fühlen.

„Zielpersonen aufgefunden!“, sprach er gleichzeitig in sein Funkgerät, „kein Gasunfall und keine weitere ersichtliche Gefahr. Eine Person mit schwersten Verletzungen am Hals. Kein Puls fühlbar!“

Dann packten sie Hanno am Gurt, hoben ihn in die Halbschale der Trage, sicherten seinen Körper mit Gurten und wuchteten die Trage hoch, als es plötzlich von den Wänden lärmte: *Wagt es nie mehr, uns zu stören! Sonst werden wir euch empfangen wie diesen Eindringling hier!*

Die Feuerwehrmänner hielten inne und starrten entsetzt in den Kanal hinein, aber sie konnten dort nichts Ungewöhnliches

entdecken. Dennoch packte sie trotz der vielen Einsätze, die sie abgehärtet hatten, eine unbekannte Furcht, schnell nahmen sie die Trage mit dem leblosen Hanno darauf fest in ihre Hände und pflügten mit großen Schritten durchs Abwasser. Einer der beiden rief immer wieder „Weiter jetzt! Komm!“, und auch Klaus folgte dieser Anweisung, ohne sich nochmals umzusehen.

Nachdem sie unter großer Anstrengung den Schacht erreicht hatten, befestigten sie den Karabiner der Schleifkorbtrage mit dem Seil des Dreibeins, das die Feuerwehr über dem Sieleinstieg aufgestellt hatte. Drei Feuerwehrmänner zogen oben über eine Winde den Schwerverletzten zu sich in Richtung Tageslicht.

Dirk startete hoffnungsvoll zum Sieleingang. Doch als die Trage mit dem reglosen, blutüberströmten Körper im Loch erschien, riss er ungläubig seinen Mund auf.

„Hanno! Tu uns das nicht an!“, stammelte er, taumelte zurück, und nur die offene Tür des Krankenwagens hinderte ihn daran umzukippen.

Die Zukunft steht auch nicht in den Sternen

Zwei Monate nach den Prüfungen fand die Abschlussfeier im großen Konzertsaal des Kurortes statt. Zuerst wurde getanzt, dann folgten Dankesreden und anschließend gab es ein Büfett.

Mein Vater, der beim Bankett neben mir saß, sagte mit feierlicher Theatralik in der Stimme, die ich so noch nie bei ihm wahrgenommen hatte: „Glückwunsch, Ben! Das Abi nimmt dir keiner mehr. Als langjähriger Ingenieur in einem Großunternehmen kann ich nur betonen, wie wichtig es jetzt für dich ist, ein Netzwerk zu knüpfen.“

Ich schluckte, denn ich wusste nicht recht, was da auf mich zurollt kam. Bei der Zeugnisvergabe war ich der Meinung gewe-

sen, dass die bestandene Abiturprüfung das Ende des ganzen Zinobers wäre und der Leistungsdruck, den ich die letzten Wochen erfahren hatte, endlich einer friedvollen Zeit weichen würde. Aber da schien ich mich getäuscht zu haben.

„Was hast du jetzt vor, Ben?“ Gönnerhaft und stolz ruhten die Augen meines Vaters auf mir. Ich öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, aber dann schwieg ich und überlegte kurz. „Ich habe gerade ein Buch von Hape Kerkeling gelesen“, sagte ich dann, „und würde gerne den Jakobsweg in Südfrankreich laufen. Mal abschalten nach dem ganzen Stress ...“

Die Kinnlade meines Vaters stürzte nach unten.

„Wandern? In Südfrankreich? Du bist doch kein Rentner!“ Dann wandte er sich an meine Mutter, die neben ihm saß: „Das hast du nun von deiner liberalen Erziehung. Ständig willst du ihn beschützen. Aber er tanzt uns nur auf der Nase herum.“

Dann wandte er sich wieder mir zu: „Es ist vorbei mit Flausen, Soh-nemann. Ich will jetzt Leistung von dir sehen. Deine Cousinen studieren bereits im dritten Semester Jura und Wirtschaftswissenschaften! Da kannst du dir eine Scheibe abschneiden!“

Ich ließ das Besteck sinken und schaute zu meiner Mutter, die genauso hilflos zu sein schien wie ich. Zum Glück kam gerade mein bes-ter Freund vorbei, Nils, der meine Notlage erkannte: „Hallo, Herr Wagner!“, begrüßte er meinen Vater, stupste mich dann am Ärmel und zwinkerte mir zu. „Ich müsste mal dringend mit Ben sprechen ...“

Widerwillig stand mein Vater auf und überließ Nils den Platz an meiner Seite. Nach dem vielen Rotwein, den mein Vater in-tus hatte, wankte er schon ein wenig. Auf dem Weg zur Bar traf er Nils' Eltern. „Da haben wir Söhne, was, Herr Tietz? Will Ih-rer auch in Frankreich wandern und sich vom Abistress erholen? Dass ich nicht lache!“, er schnaufte verächtlich, „wenn wir das un-seren Eltern erzählt hätten!“

Nils legte einen Arm um meine Schulter und zog mich fort. Wir gingen nach draußen und setzten uns etwas abseits vom Gemümel auf eine Bank, über uns der sternenklare Himmel einer warmen Julinacht. „Mach dir nichts draus, Ben! Mir geht's nicht besser. Aber bald sind wir hier weg!“

Er kramte aus seinem Jackett einen Joint hervor, zündete ihn an und zog genüsslich daran. Rot glühte die Asche auf und es knisterte, während mir der würzig-süßliche Duft, den ich so liebte, in die Nase stieg. Nils gab den Joint an mich weiter, und auch ich nahm ein paar Züge.

Benebelt legte ich meinen Kopf auf die Rückenlehne der Bank und dachte nach. Ich musste eine Lösung finden, um meinen Vater zu besänftigen. Sich mit ihm anzulegen, wäre grundfalsch, das hatte ich inzwischen gelernt. Er fand schnell verletzende Bemerkungen und Vorwürfe, und sobald seine Stimme cholerisch kippete, schoss er grundsätzlich unter die Gürtellinie.

Wenn meine Selbstfindungsphase länger als ein paar Wochen dauern würde und ich dann immer noch nicht wusste, was ich mit mir anfangen sollte, wäre ein wirkliches Problem geboren.

Ich schaute hoch zu den Sternen und murmelte: „Wisst *ibr* wenigstens, wohin meine Reise geht?“ Aber leider antworteten sie nicht.

Ich schloss die Augen und lauschte weiter dem Knistern des Joints, wenn Nils daran zog.

Schicht im Schacht

Sobald die Schleifkorbtrage mit dem bewusstlosen Hanno am Sieleinstieg erschien, zogen zwei Feuerwehrmänner die Trage komplett nach oben, legte sie behutsam auf den Boden und lösten dann den Karabinerhaken vom Seil des Dreibeins. Dann brachten

sie die Trage zum Notarztwagen, der schon bereitstand, und der Rettungsdienst übernahm. Damit keine Passanten störten, hatte die Polizei die Straße weiträumig abgesperrt, und ein Feuerwehrmann hielt als Sichtschutz eine Plane vor die Trage.

Der Notarzt begriff sogleich, dass das Blut von Hannos Halsschlagader rührte. Er musste schnell handeln. Denn bei einer so schweren Verletzung gab es nur ein kurzes Zeitfenster, um den Verunglückten zu retten. Er kniete sich zum Verletzten: „Herr Bergmann? Können Sie mich hören?“, fragte er, griff von oben in den Ausschnitt des Overalls und setzte das Stethoskop direkt auf Hannos Brust, um Atemgeräusche und Puls zu prüfen – jedoch ohne Erfolg, es zeigten sich keine Vitalfunktionen. Der Notarzt zog Hannos Augenlider nach oben und kontrollierte mit der Pupillenleuchte die Augen, die gräulich und ohne jegliche Reaktion an ihm vorbeistarrten.

„Schnell! Wir machen im Auto weiter!“

Die zwei Notfallsanitäter packten den leblosen Körper, der in der Trage auf einem Bergetuch lag, und hoben ihn auf die Bahre des Krankenwagens. Drinnen säuberten sie mit einer sterilen Wundauflage Hannos Gesicht und Hals vom Blut und maßen den Blutdruck, wieder mit niederschmetterndem Ergebnis. Es war kein Druck messbar.

„Wir schneiden den Overall auf!“, wies der Notarzt seine Kollegen an. Vielleicht lagen weitere Verletzungen vor.

Einer der Sanitäter durchtrennte mit der Kleiderschere die Träger der Wathose, zog sie nach unten und öffnete den blutdurchdrängten Overall vom Hals bis zum Rumpf.

„EKG mit Paddles anschließen!“, forderte der Arzt.

Eine Klebeelektrode wurde an der linken Brust, die andere seitlich an den Rippen befestigt. Gebannt starrte der Notarzt auf den Monitor, aber statt einer bewegten Linie erschien nur eine Gerade mit Dauerton – keine Herzaktivität.

„Mit Herzdruckmassage beginnen!“

Dreißig Mal drückten die Sanitäter das Brustbein nach unten, anschließend beatmeten sie und wiederholten noch viermal dieses Prozedere.

Aber als der Notarzt schließlich erneut das EKG prüfte, musste er erkennen, dass es zwecklos war. Hannos Leben war nicht mehr zu retten.

„Reanimation einstellen. Herr Bergmann ist verstorben. Der Todeszeitpunkt“ – er schaute auf die Uhr – „ist fünfzehn Uhr fünfundzwanzig.“

Die Anspannung der Sanitäter löste sich. Der Notarzt stieg nach draußen und besprach sich vor dem Krankenwagen mit der Einsatzleitung.

„Der Patient ist verstorben“, sagte er. „Wir wissen nicht genau, was vorliegt und woher die Verletzungen am Hals rühren ...“

Plötzlich eilte Dirk zu der kleinen Gruppe, niemand wusste, wie er durch die Absperrung gelangt war. Er packte den Notarzt an der Schulter und drehte ihn zu sich. „W... was ist jetzt ...?“, stammelte er.

„Es tut uns leid“, sagte der Arzt betroffen, „Ihr Kollege ist verstorben.“

Dirk starrte erst ihn an und dann in den Krankenwagen, wo er sah, wie Hannos Körper gerade zugedeckt wurde.

„Das kann nicht sein ...“, flüsterte er und fing an so heftig zu weinen, dass es seinen ganzen Körper schüttelte. Jahrelang war Hanno mit ihm im Siel unterwegs gewesen, hatte von seinen Motorradreisen quer durch Europa geschwärmt. So viel Hoffnung hatte Dirk in die Rettungskräfte gesetzt, doch alles war vergebens gewesen.

Einer der beiden Sanitäter kam aus dem Wagen nach draußen und führte Dirk behutsam weg. Klaus war inzwischen sicher oben angekommen, er wurde im zweiten Krankenwagen abseits von der Einsatzstelle betreut. Abwesend starrte er vor sich auf den

Boden, und als Dirk zu ihm gebracht wurde, sah er entkräftet aus. Ohne etwas zu sagen und mit Tränen in den Augen legte Dirk einen Arm um Klaus, der plötzlich zu weinen begann.

„Brauchen Sie Unterstützung?“, fragte ein Sanitäter mitfühlend, „sollen wir einen Seelsorger hinzuziehen, mit dem Sie reden können?“

Klaus schüttelte den Kopf und auch Dirk verneinte. Was sollte ein Seelsorger ihnen helfen? Sie hatten ihren besten Freund verloren, und kein Mensch konnte die Toten wieder zum Leben erwecken.

Zugleich waren sie verstört: Was hatte Hanno dort unten getötet, was ihm diese fürchterlichen Wunden zugefügt? Schließlich war außer ihnen niemand in der Kanalisation unterwegs, noch nie waren sie nur einer Menschenseele dort begegnet.

Weil die Todesursache letztlich ungeklärt blieb, wandten sich die Beamten der Schutzpolizei an die Kollegen vom LKA, das die Ermittlungen der Umstände von Hannos Tod übernahm. Die Situation war so undurchsichtig, dass sie ein Verbrechen nicht ausschließen konnten. Aus einem einfachen Unfallort war ein möglicher Tatort geworden.

Nicht mein Weg

Noch immer schaute ich vom Balkon meiner Wohnung auf den Verkehr. Als ich in den bewölkten Himmel blickte, sah ich eine Möwe hungrig über den Dächern kreisen.

Wieder zweifelte ich an meinem Studium, besonders wegen der sozialen Anforderungen, die jeder Mensch in einer Gruppe wie einen ungeschriebenen Kodex zu erfüllen hatte. An Smalltalk, Flirts, Rudelbildung, gar Intrigen oder Lästereien hatte ich keinerlei Interesse und scheiterte daran. Sobald ich mich an einem Gespräch zu beteiligen versuchte, wandten die anderen sich

ab. Mein Ich war für diese normalen zwischenmenschlichen Kontakte nicht geschaffen. Um mich im Gleichgewicht zu halten, brauchte ich Ruhe und das Alleinsein. An der Uni war ich immer auf der Hut, immer in Alarmbereitschaft. Natürlich merkten die Menschen in meinem Umfeld, dass mit mir etwas nicht stimmte, und so wurde ich schnell als *socially awkward* abgestempelt. Mein schlimmstes Erlebnis hatte ich gestern, als ich mit einem Kurzreferat über Sozialkompetenzen in der Teamarbeit vor die Seminar­klasse treten musste.

„Für den Erfolg eines Teams ...“, begann ich nervös und stockte, während sich zwanzig Augenpaare auf mich richteten.

„Für den Erfolg“, begann ich erneut, „ist die Harmonie innerhalb einer Gruppe entscheidend ... Kooperationsbereitschaft und Empathie sind besonders hervorzuheben ... nur wenn sich die Mitglieder eines Teams gegenseitig unterstützen, wertschätzen und respektieren, sind sie produktiv ...“

Jedes Wort kam mir vor wie eine Farce. Als Heuchler sprach ich von Idealen, die ich selbst mit Füßen trat, denn ich war eben nicht teamfähig und kooperativ. Meine Unsicherheit, für die ich mich scharf verurteilte, steckte auch andere an, und die meisten fühlten sich in meiner Anwesenheit beklommen. Das wiederum spiegelte mir, dass ich kein guter Mensch war, ein Gefühl, das mich noch tiefer hinunterzog. Das Referat presste ich bis zum Schluss durch, aber es kostete mich immer mehr Kraft, den Schein zu wahren.

Letzte Woche sollten wir im Stuhlkreis über mögliche Anforderungen an heutige Führungskräfte brainstormen. Der Reihe nach kam jeder dran. Nervös hielt ich den Blick gesenkt und fürchtete mich vor dem Augenkontakt mit den anderen.

Marie, eine Kommilitonin, strich sich durch das Haar, während sie sagte: „Für eine Führungskraft ist essenziell wichtig, klare Er-

wartungen an die Mitarbeiter zu formulieren, erreichbare Ziele zu setzen und ergebnisorientiert zu denken. Sie muss Konflikte moderieren und aktiv zuhören können, außerdem loyal sein. Um Probleme methodisch zu lösen, ist ein hohes Maß an analytischem Denken erforderlich. Nur wenn die Führungskraft über diese Qualitäten verfügt, kann sie heutzutage im Arbeitsleben bestehen und das Unternehmen zum Erfolg führen.“

Ich war baff. Maries Ausdrucksfähigkeit und ihr Selbstbewusstsein imponierten mir enorm. Viele der weiblichen Studentinnen waren zielstrebige Persönlichkeiten mit ausgezeichneten sozialen Manieren, gepflegtem Erscheinungsbild und schickten selbstsichere Blicke in die Welt. Was hatte ich dem entgegenzusetzen?

Als Nächstes war ich dran, mir schlotterten die Knie. „Ähm ... also ...“, stotterte ich, „mir wäre wichtig ..., dass meine Mitarbeiter ...“ Ich stockte und blickte in irritierte Gesichter. Kein weiteres Wort würde ich mehr herausbringen und musste weg, keine Sekunde länger hielt ich es hier aus. So packte ich meine Tasche und stürmte aus dem Raum.

„Sie können nicht einfach gehen, Herr Wagner!“, rief mir der Professor hinterher, „das ist eine Pflichtveranstaltung!“

Scheiß auf deine Pflichtveranstaltung, dachte ich mir und stürmte aus dem Raum. Verständnisloses Gemurmel begleitete meinen Weg nach draußen.

(K)ein Job wie jeder andere

Montag, 30. April, 15.43 Uhr

Als Karl und sein Kollege Michael, beide vom Polizeipräsidium Hamburg Alsterdorf, am Unfallort eintrafen, herrschte Chaos: Straßenvollsperrung, leuchtende Blaulichter der Einsatzwägen,

umhereilende Feuerwehrmänner, Rettungssanitäter und Polizisten, die sich berieten.

Karl und Michael tauchten unter dem rot-weiß gestreiften Plastikband hindurch und erfuhren von der Einsatzleitung den Stand der Dinge: Das Kommissariat für Spurensicherung werde in den nächsten Minuten eintreffen und Spuren vermessen, fotografieren und sichern. Das Opfer habe enorme Verletzungen am Hals und im Gesicht, und der Notarzt habe vergeblich versucht, zu reanimieren. Nach dem derzeitigen Stand sei es kein Gasunfall, die Todesursache aber ungeklärt. Es werde bereits überprüft, in welche Richtung ein möglicher Täter geflüchtet sein könnte und ob weitere Kanaldeckel in der Nähe geöffnet worden sind.

Karl und Michael wurden hellhörig. Ein Toter im Siel unter diesen Umständen? Das war schon etwas befremdlich.

Jetzt schauten sie sich den Toten im Krankenwagen an. Die Decke wurde nach unten geschlagen, und sie blickten auf einen Mann etwa Mitte fünfzig, der am Hals und im Gesicht tiefe Wunden aufwies. Karl verzog sein Gesicht, das sah wirklich unappetitlich aus.

„Ich kann nicht genau feststellen, was ihm diese Wunden zugefügt hat. Momentan gehen wir von Bisswunden aus“, sagte der Notarzt.

Karl hakte ungläubig nach: „Bisswunden?“

„Sehr wahrscheinlich von Ratten.“

Als Nächstes mussten sie die Arbeitskollegen des Verstorbenen befragen: Dirk Hauser und Klaus Ziegler hießen sie, wie sie von der Einsatzleitung erfuhren. Beide saßen vor dem Krankenwagen, in Decken eingehüllt und sichtlich unter Schock.

„Guten Tag, Hofstetter und Brinkmann, Kriminalpolizei. Sie sind die Arbeitskollegen des Verstorbenen?“, fragte Karl.

„Ja, das sind wir“, flüsterte Dirk betroffen.

„Unser herzliches Beileid.“ Karl machte eine kurze Pause, bevor er weitersprach. „Würden Sie sich zu einer Befragung bereiterklären?“

„Natürlich!“, stimmten beide zu.

Um sie getrennt voneinander befragen und so später die Stimmigkeit ihrer Aussagen überprüfen zu können, bat Michael Dirk, ihm zum Einsatzwagen zu folgen.

Karl wandte sich nun an Klaus: „Können Sie mir schildern, was vorgefallen ist? Versuchen Sie sich so genau wie möglich zu erinnern.“

Klaus räusperte sich: „Naja, wir sind hergefahren, weil das Mauerwerk in der Kaskade auf Fugenauswaschungen geprüft werden sollte. Hanno ist runtergestiegen und als ich ihm nach unten folgte, hat er plötzlich fürchterlich geschrien. Als ich fast bei ihm war, hörten die Schreie auf.“

„Warum war er allein da unten?“

„Weil es so eng ist, geht immer einer zuerst und der zweite folgt dann. Warum er allein weiter in den Kanal gegangen ist, weiß ich auch nicht.“

Karl überlegte. „Wie lange haben Sie etwa gebraucht, um hinabzusteigen?“

„So sieben bis acht Minuten.“

„Ist das üblich?“

„Dirk und ich haben noch ein paar Späßchen gemacht. Darum hat der Abstieg ‘n bisschen länger wie sonst gedauert.“

„Können Sie den Schrei beschreiben?“

„Wie meinen Sie?“, fragte Klaus irritiert.

„Nun ja, war es ein Angstschrei oder eher ein Schmerzensschrei?“

„Ich sag mal: eher ein Schmerzensschrei“, antwortete Klaus mit zitternder Stimme.

„Und Sie sind dann den Rufen gefolgt und haben Ihren Kollegen blutüberströmt vorgefunden?“

Klaus bejahte.

„Haben Sie den Körper bewegt oder seine Lage verändert?“

„Ja, ich habe ihn an die Wand gestützt!“

„Und dabei irgendetwas Ungewöhnliches bemerkt? Spitze Gegenstände im Kanalschlamm, Rasierklingen oder Ähnliches?“

„Mir ist nix aufgefallen. Aber wenn Sie mich fragen, kommen solche Verletzungen nicht von spitzen Gegenständen im Kanalschlamm. Da muss jemand unten auf ihn eingestochen haben“, sagte Klaus verwirrt.

„Hatte Herr Bergmann gesundheitliche Probleme?“, wechselte Karl das Thema.

„Ne, nicht dass ich wüsste.“

„Hatte er Probleme mit Kollegen oder bei sich zu Hause?“

„Nein! Hanno war ein anständiger und guter Kerl.“ Mühsam hielt Klaus seine Tränen zurück und schwieg kurz. „Da bringt mich jedenfalls keiner mehr runter!“, sagte er dann. „Ich bin doch nicht lebensmüde!“

„Die Obduktion wird alles aufklären“, erwiderte Karl. „Das wars fürs Erste. Ich danke Ihnen.“

Es war nachzuvollziehen, überlegte Karl, wie sehr die beiden Kollegen des Verstorbenen traumatisiert sein mussten. Schließlich war da unten etwas geschehen, das sich niemand erklären konnte. Oder doch? Da Klaus sich zuletzt beim Verstorbenen aufgehalten hatte, war er nicht frei von jedem Verdacht. Die Ermittlungen würden schnell ergeben, ob es weitere Tatverdächtige gab, ebenfalls, ob noch andere Kanaldeckel geöffnet worden waren. Karl würde die Wahrheit schon herausfinden.

Denn das Schöne an seiner Profession war ja, dass es sie gab, die Wahrheit als das Ergebnis aus dem Zusammenfügen von Zahlen, Daten und Fakten, die allesamt empirisch belegbar und messbar waren. Das war sein Job: Verbrechen zu rekonstruieren, Theorien aufzustellen und wieder zu verwerfen. Aber am Ende stand immer eine Lösung.

Karl war für seine Besessenheit, die Wahrheit ans Licht zu bringen, bekannt und saß oft weit über den Feierabend hinaus im Büro, darüber grübelnd, welche Details eines Tatorts er übersehen hatte. Wie die Fallanalytiker versuchte er sich in die Täter einzufühlen. Welche Motive hatten sie und trieben sie zum Töten? Waren es niedere Beweggründe, Habgier, Befriedigung ihres sexuellen Triebes? Nutzten sie die Arg- und Wehrlosigkeit ihrer Opfer aus oder sollte ein Mord ein anderes Delikt verdecken?

Sicherlich war auch hier das Böse im Gehirn zu finden, wo männliche Sexualhormone Hirnregionen überreizten, die für aggressives Verhalten verantwortlich waren. Wenn zusätzlich der mediale Präfrontalkortex nicht aktiviert war, fehlten Reue und Schuldverständnis, und eine Degeneration der Amygdala führte dazu, dass jegliches Angstgefühl vor negativen Konsequenzen wie Gefängnisstrafen ausgeschaltet war. Die Ursache für Psychopathie war nicht der freie Wille zur Grausamkeit, sondern sie lag in der Biochemie des Gehirns begründet. Waren Hirnareale nicht aktiv, fehlten beim Betroffenen schlichtweg die dort entstehenden Emotionen oder Fähigkeiten zu sozialem Verhalten. Aufgrund der Mechanismen des limbischen Systems war der Täter unfrei und deshalb von seiner Schuld und Verantwortung entlastet. Das Mentale war bloß ein Phänomen des Neuronalen.

Karl würde herausfinden, wie Hanno Bergmann verunglückt war, denn für alles, was jetzt noch rätselhaft schien, gab es sicher eine logische Erklärung.

Karl hatte Klaus am Krankenwagen zurückgelassen und war vor die Absperrung getreten, weil sein Handy klingelte.

„Hier ist Sara ...“, meldete sich eine weibliche Stimme, „von gestern, du Erinnerst dich?“

Sara war also ihr Name. Karl war ihr gestern im Café Paris begegnet und konnte den Blick nicht von ihr wenden. Es war eine

bildschöne Frau, die gelangweilt den Ausführungen eines Mannes folgte, der ihre abgewandte, desinteressierte Körpersprache gar nicht zu bemerken schien.

„Also du bist schon ein Vertreter deiner Spezies“, sagte sie jetzt am Telefon. „Während mein Date auf dem Klo verschwindet, kommst du auf mich zu und zweifelst frech daran, dass ich mich mit André amüsiere.“

„Hast du das denn, dich mit deinem André amüsiert?“, fragte Karl.

„Was meinst *du*? Du wolltest ihm doch mitteilen, warum das mit mir nichts wird.“

„Ich sag dir mal, wie ich deinen André einschätze: Es ist für ihn eine Katastrophe, wenn er ein Spiel der Bundesligasaison verpasst, das Highlight seines Jahres ist der Urlaub am Ballermann, und die meiste Zeit stemmt er Gewichte im Fitnessstudio, um seinen schwachen Gehirnmuskel zu kompensieren.“

Sara seufzte: „Das ist erstaunlich nah dran ... ach, ich weiß auch nicht, warum ich mir das mit ihm noch gebe!“

„Solche Typen hat doch eine Qualitätsfrau wie du gar nicht nötig.“

„Mag sein ...“

„Also, wann passt es dir?“, fragte Karl.

„Moment mal ... du glaubst nicht im Ernst, dass ich so schnell anbeiße, oder!“, stichelte Sara, „was, wenn du ein Psychopath oder ein Stalker bist? Immerhin hast du mich im Café beobachtet, einfach so, ohne dass wir uns kennen.“

„Glaube mir, ich habe mit dir gelitten und nur versucht, dich ein bisschen aufzuheitern ... also, was ist nun?“

„Warum eigentlich nicht? Du bist zwar schon etwas älter, aber du siehst zu gut aus, um dir ‘nen Korb zu geben ... und originell scheinst du auch zu sein ...“

„Sagen wir Donnerstag um halb neun vor der Boilerman Bar im Hafen?“

„Okay ... aber bitte kein Wort zur Bundesliga!“

„Die spielen eh erst am Wochenende.“

Karl grinste, als er sich an den vergangenen Nachmittag erinnerte. Ihre Blicke hatten sich im Café gekreuzt, während Sara nur mäßig interessiert den Ausführungen ihres Dates lauschte. Karl stützte seinen Kopf mit der linken Hand und tat, als schlafe er vor Langeweile ein und ließ sich abgleiten. Sie verstand die Geste und lächelte. Als ihr Begleiter auf der Toilette verschwand, nutzte Karl seine Chance, stand auf und ging zu ihr.

„Ich glaube nicht, dass der Typ dir gerade von seiner letzten Himalaya-Expedition erzählt!“, sagte er. Sie lächelte wieder und Karl notierte zügig seinen Namen und Telefonnummer auf der Serviette. „Wenn er dich fragt, sagst du einfach: Die Nummer kann er anrufen, wenn er erfahren will, warum es mit dir nichts geworden ist.“

Sie sah ihn perplex an, doch Karl konnte an ihrer gespannten Körperhaltung erkennen, dass er ihr Interesse geweckt hatte. Und das beste Rezept, eine fremde Frau für sich zu gewinnen, war, sie neugierig zurückzulassen. Als er sich verabschiedete, spürte er ihren entgeisterten Blick im Rücken.

Karl dachte über das Geheimnis schöner Frauen nach. Betrachtete man ihr Gesicht so gern, weil der Abstand zwischen Augen und Mund einem bestimmten proportionalen Verhältnis zur Gesichtslänge entsprach? Oder lag es an der Symmetrie ihrer Gesichtshälften, die schon im Tierreich über den Paarungserfolg entschied?

Womöglich fanden auch ihn viele Frauen so anziehend, weil seine Gesichtszüge eine solche Symmetrie aufwiesen. Seiner äußeren Attraktivität, die er immer als etwas Selbstverständliches hingenommen hatte, entsprach eine gesunde Widerstandskraft gegenüber Krankheiten, was Frauen auch anhand seines Körpergeruchs riechen mussten. Er war begehrt, weil sein Aussehen und

seine körperliche Gesundheit nicht zuletzt die Überlebenschancen seiner Nachkommen steigerten, wenn er denn welche gehabt hätte. Jedoch hatte Karl sich nie Kinder gewünscht, lieber blieb er unabhängig und frei. Und jetzt war es dafür auch zu spät.

Karls Gedanken kehrten zum Fall Bergmann zurück. Michaels Verhör von Dirk hatte nichts anderes ergeben als sein eigenes Gespräch mit Klaus. Jetzt musste er noch zum Unfallort hinabsteigen, bevor die Kollegen von der Kriminaltechnik Feierabend machten.

Gummistiefel, Handschuhe, Stirnlampe und einen Einwegoverall hatte die Feuerwehr ihm gestellt. Schnell legte er die Montur an und stieg wenig später in den stinkenden Gulli hinab. Vorsichtig tastete er sich an den Halterungen entlang, bestialischer Gestank schlug ihm entgegen.

Der Stein kommt ins Rollen

Ich zog den muffigen Pullover vom Vortag über, stieg in eine zerknitterte Jeans und schnürte meine einfachen Turnschuhe, deren Sohlen fast durchgetreten waren. Erst Freitag war Washtag, doch meist verbrachte ich diesen letzten, unfreien Tag der Woche erschöpft in meinem Bett, statt im Waschkeller des Mietshauses die sich unermüdlich drehende Wäschetrommel anzustarren.

Heute erwarteten meine Kommilitonen und mich zahllose Aufgaben der Kosten- und Leistungsrechnung, die wir im Team lösen sollten. Schon als ich an die Gruppenarbeit nur dachte, begannen meine Handflächen zu schwitzen. Was, wenn ich etwas falsch machte? Wenn ich jemanden zu lange anstarrte und mich alle wieder als wundersamen Kauz abstempelten?

Diese Unsicherheiten verfolgten mich täglich. Wie war ich nur auf die Idee gekommen, ausgerechnet BWL zu studieren? Ich er-